

# Sonntagskind



Irmgard Hierdeis

*Für  
Sebastian  
Johannes  
Antonia*

# ***Inhaltsverzeichnis***

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

# 1

Oft geht ein Wind,  
aus dem Böhmischem her,  
Und der Winter ist lang,  
Und der Sommer ist schwer  
vom Grün und vom Gold,  
das wipfelab rollt.

Der Winter ist seine Domäne. Im Herbst faucht er sich Energie an. Ist er das himmlische Kind? Er ist der kleine Eros, dem es gefällt, kindischen Unsinn zu treiben und Katastrophen anzuzetteln.

Er ist in Böhmen daheim.

An diesem Samstag zerrt er an den Dachschildern, verbündet sich mit Eisregen und biegt in die kleinen Gassen ein, wo er die Blätter vom Vorherbst aufwirbelt und die Kälte durch die Ritzen treibt. Auf dem Marktplatz ist es menschenleer.

Über den verlassenem Platz pfeift der Wind, es ist ein gewalttätiger Wind, der sich Kraft geholt hat im Elbsandsteingebirge; und jetzt rast er vom Schloßberg und vom Rosenberg herunter. Der Schnee, den er mitbringt, legt sich auf die Eisschicht.

Oder läuft da ein hartnäckiger Mensch, von dem man sagen könnte: Der liegt an wie der böhmische Wind? Wer kurz vorher noch heimeilte und Schutz suchte in einem Hauseingang, duckte sich, wie er das gelernt hatte in Jahrhunderten der Leibeigenschaft. Seit hundert Jahren hat man sie offiziell abgeschafft; aber wie lange braucht eine

Verordnung, bis sie sich in die Gehirne der Menschen eingegraben hat?

Es ist Ende Februar, und Kamnitz ist ein unwirtlicher, kalter Ort, in dem sich die Menschen in ihren Häusern verstecken. Der Qualm, der aus den Schornsteinen quillt, hüllt die Stadt in braunen Nebel.

Eine kümmerliche Jahreszeit, der Winter noch lange nicht vorbei, und die Kälte frißt sich in jeden Gedanken.

Der Meister sitzt in der dämmrigen Werkstatt, zusammen mit zwei Lehrlingen und einem Gesellen. Aus der Schlafstube schreit es, schon seit dem frühen Nachmittag. Sie halten einen Moment inne, und das laute Jammern der Frau verursacht ihnen Gänsehaut.

Der Meister versucht, gleichmütig zu bleiben, starrt auf die Schuhsohle, die er bearbeitet, dann steht er auf und zündet die Karbidlampe an. Beim ersten Aufleuchten sagen alle: »Guten Abend!«, wie sie es gelernt haben. Sie schauen verstohlen zum Herd, wo die alte Hebamme Töpfe mit heißem Wasser beaufsichtigt. Sie ist die einzige, die ruhig bleibt, ungerührt. Hunderte von Kindern hat sie entbunden, hat gesehen wie sie sterben und wie die jungen Mütter im Fieber dahinsiechen. Die Schreie der Frau nebenan klingen gesund, bald wird es soweit sein. Die Nacht wird es wohl noch dauern. Sie hat Zeit. Dann geht sie langsam ins Schlafzimmer, und während sie die Türe öffnet, dringen die Schreie ungefiltert in die Werkstatt.

Der Meister drischt weiter seine Nägel in die Sohlen, schaut kurz auf in das Entsetzen der Jungen. Er sagt nichts. Er hat Angst, es ist sein erstes Kind. In seiner Hosentasche faßt er schnell nach dem Rosenkranz. Glaubt er an Magie? An Gott? Wenn sonst nichts hilft, dann geht auch er in die Messe, opfert der Madonna in der Kapelle ein paar Heller, um sich Gnade zu sichern.

Sein Neffe Anton, der bleiche und aufgeschossene Lehrling, der im Dachstübchen wohnt, steht auf und geht über den Hof auf den Abort. Die andern sehen ihm nach, wie

er hinter dem Türchen verschwindet. Sie beneiden ihn um den Augenblick der Ruhe.

Den ganzen Samstag lang hält das Schreien an, auch noch, als der Meister seine Gesellen und den Lehrling frühzeitig heimschickt.

Er wirft einen ängstlichen Blick in die Schlafstube. Anna, die Schwester der Frau, sitzt am Bett und hält ihre Hand.

Mariechen, es wird schon, ich sag's dir. Schau mich an, drei Kinder hab ich schon geboren. Es geht vorbei, glaub mir.

In der Nacht richtet sich der Meister auf dem Sofa in der Wohnstube ein Bett. Zwei Decken, das reicht, der Ofen ist noch warm. Einen Spalt ist die Tür zur Schlafstube offen. Seine Frau jammert leise, dann ist es still.

Er wacht von einem Schrei auf.

In der Stube dampft es. Zwei Wasserkessel brodeln. Die Schwägerin trägt einen Kessel in die Schlafstube.

Auf einmal ist es still.

Sonntagsstille, bis die Glocken der Pfarrkirche läuten.

Das Geläut vermischt sich mit heiseren Schreien.

Die Tür geht weit auf. Er steht in seinen zerknitterten Schlafsachen da und schaut auf die Hebamme, die ihm sein erstes Kind, ein weißes Bündel, in die Arme drückt.

Festhalten!

Durch den Türspalt ein Blick auf die Frau. Sie liegt bleich da, die Augen geschlossen. Das Kind bewegt den Mund, hat die Augen halb offen.

Na, du Sonntagskind, lacht die Hebamme.

Was? will der Vater fragen.

Was es ist? Ein Mädchen.

Aha, ock a Mejd!.

Sein Blick geht weg vom Babygesicht.

Sie werden ihn hänseln. Hat er keinen Sohn zustande gebracht! Das kleine Gesicht interessiert ihn nicht mehr.

Da! Die Hebamme übernimmt.

Gesund ist sie! sagt sie zum Trost. Der Vater holt schon den Überzieher vom Haken. Er wird in die Messe gehen und dann ins Wirtshaus. Heute wird er seine Freunde aushalten müssen, egal, ob Mädchen oder Junge.

Bevor er geht, wirft er noch einen Blick auf die Wöchnerin; das Kind liegt jetzt in der Wiege. Beide schlafen. Morgen wird er dem Lehrling und den Gesellen ein Bier spendieren, damit sie auf das Wohl des Sonntagskinds, der kleinen Franziska, trinken.

Draußen scheint die Sonne. Im Morgenlicht, das auch die grauen Fassaden verherrlicht, geht der Schuhmachermeister hinauf in die Pfarrkirche zur Frühmesse. Er ist ein stattlicher, noch junger Mann, mit dunkelbraunen Locken. Seine Augen hält er öfter gesenkt, als es zu einem forschen Kerl passen würde. Am Abend liest er Geschichten und Artikel aus der *Gartenlaube*, die er abonniert hat. Manches versteht er nicht, und dann wälzt er die Gedanken hin und her, während er Leder zuschneidet oder Sohlen beschlägt. Wenn er beim Essen nicht mit ihr redet, fragt ihn seine Frau, worüber er denn traurig ist. Nein, nicht traurig, das würde er nicht zugeben. Ein Mann muß mutig in die Zukunft schauen, er trägt Verantwortung. Ich denke nach, antwortet er dann, löffelt seine Gerstensuppe und ißt Bratkartoffeln mit Fleischwurst.

Mariechen, seine Frau, die jetzt daheim mit ihrer kleinen Tochter schläft, schweigt dann. Eine Frau, so hat man ihr gesagt, soll nicht neugierig sein. Die Männer brauchst du nicht zu verstehen, hat die Mutter gesagt, das geht nicht. Gehorchen sollst du, jedenfalls nach außen. Laß ihn merken, daß er der Herr ist, und gib ihm immer das größte Stück Fleisch oder Wurst; daran sieht er, daß du ihn respektierst.

Während er den kurzen Weg zu Sankt Jakob hinauf geht, überlegt er, was er in der letzten Woche über Darwin gelesen hat. Wie geht das mit der Bibel zusammen, wenn wir von Affen abstammen? Sie schreiben darüber wie über eine bewiesene Tatsache. Aber von der Kanzel wird das

Gegenteil verkündet. Gott hat uns aus Lehm erschaffen. Wie sollte das gehen? Aber Gott ist allmächtig, er kann alles, also auch einem Lehmklumpen Leben einhauchen. Unter Gott hat er sich noch nie etwas vorstellen können. Der liebe Gott. Das kann auf keinen Fall stimmen. Sein Vater, der an Lungensucht ganz fürchterlich erstickt ist. Ein guter Vater, der ihn selten geschlagen hat, der ihm alles beigebracht hat, was er jetzt zu seinem Lebensunterhalt braucht. Und dann so ein Ende. Als der Vater tot war, legte sich die Mutter ins Bett und wollte nicht mehr aufstehen. Aber sie hat sich wieder besonnen und lebt immer noch, sogar in der Nähe. Sie wird gebraucht werden zum Kinderhüten.

In dem Kirchenraum fühlt er sich immer eingeschüchtert. Die vielen Gemälde an den Wänden und an der Decke! Das viele Gold an den Seitenaltären. Die weißen, gestärkten Spitzenaltartücher. Die großen, weißen Kerzen in den Silberleuchtern. Die bestickten Ornate der Priester. Der Weihrauchduft! Wein aus einem goldenen Kelch. Und Latein, die Geheimsprache Gottes.

Die Meßdiener murmeln ihr Introibo, die Gemeinde schweigt und läßt sich von den Sätzen, die keiner versteht, einlullen. Man schaut entweder in sein Gebetbuch oder betrachtet die frommen Bilder mit den Heiligengeschichten.

Er steht auf, kniet nieder, setzt sich während der Predigt. In eigene Gedanken über das Baby versunken, merkt er erst auf, als er einen Namen hört, von dem er gelesen hat. Darwin!

Der Priester hat einen roten Kopf, so regt er sich auf.

*Die neueste Erfindung des Antichrist: Wir sollen alle von Affen abstammen! Wie kann man nur so Gottes Schöpfung verunglimpfen! Sich an Ihm und seinem Meisterwerk, dem Menschen, versündigen. Was für eine infame Lüge, nicht aus dem Himmel, nicht von der Erde stammt sie ab, sondern sie wurde erzeugt und geboren in der Hölle. Gleich wie nun Satan und Gott sich gegenüberstehen und nie mehr eine beiderseitige Annäherung möglich ist, so steht auch die*

*Lüge und Gott sich gegenüber, weil die Lüge das Kind des Teufels ist. Jeder, der die Lüge liebt, stellt sich auf die Seite des Erzfeindes und ist somit ein Gegner Gottes. Durch die Lüge prägt sich der Mensch gleichsam das Bildnis des Satans ein, nachdem er das Ebenbild Gottes vernichtet hat. Und wer Lügen verbreitet, noch dazu unter dem Deckmantel einer fragwürdigen Wissenschaft, der trägt das Bild des Teufels in sich. Hütet euch vor den falschen Propheten!*

Mit Sicherheit hat der Herr Pfarrer auch den Artikel in der *Gartenlaube* gelesen. Aber war da nicht die Rede gewesen von wissenschaftlicher Erkenntnis, gar von Beweisen? Er nimmt sich vor, den Text noch einmal zu lesen. Der Pfarrer hat studiert, muß eigentlich auch Bescheid wissen. Wer hat da recht? Natürlich haben alle von der Erschaffung der Welt in sieben Tagen gelesen. Aber das war doch eher eine Geschichte. Muß man das glauben? Auch wenn es der Wissenschaft widerspricht? Wie war das mit Galilei? Hatte man den nicht auch verdammt, weil er einen Beweis erbracht hatte, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nicht umgekehrt? Hatte die Kirche das eigentlich irgendwann einmal zugegeben? Daß sie sich getäuscht hatte? Konnte die Kirche sich so grundsätzlich täuschen? Wie war es dann mit den vielen anderen Behauptungen, die man glauben sollte, ohne daß man einen Beweis dafür hatte?

*Wehe den Ungläubigen!* wettet der Pfarrer auf der Kanzel weiter. *Gott wird sie ausspucken aus seinem Munde. Wer behauptet, das Ebenbild Gottes stamme vom Affen ab, der versündigt sich nicht nur an Gott, sondern an der gesamten Menschheit. In der Hölle werden diese Verführer auf ewig leiden. Auf ewig!*

Franz, allein in seiner Bank, erschauert. Auch er wäre einer dieser Ungläubigen, die den Artikel gelesen haben und seine Aussagen für wahrscheinlich hielten. Auf einem Jahrmarkt hatte er einmal einen Schimpansen gesehen, der seltsam menschlich wirkte in seinem ganzen Verhalten: wie

der Tierpfleger ihm eine Banane außerhalb des Käfigs hinlegte und der Affe dann mit einem Stöckchen, das im Käfig lag, nach der Banane fischte. Alle hatten gelacht und sich über den schlaunen Affen gefreut. Wie alt mußte ein Kind werden, damit es ähnlich handelte? Noch dazu, wenn man eingesperrt in einem Käfig saß. Auch dann noch so viel Energie bewahren, daß man nicht resignierte und einfach dasaß und hungerte?

Über seine Gedanken hinweg predigt der Pfarrer immer lauter.

*Nicht nur auf den Hund gekommen ist die menschliche Gesellschaft, sondern auf den Affen! Wo bleibt da die unsterbliche Seele, hat vielleicht auch ein Affe eine Seele? Nein und wieder nein! Es steht ausdrücklich in der Bibel, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen hat und nicht nach dem Bild eines Affen. Wer die Wahrheit der Bibel zwar erkennt, aber sie verleugnet, der sündigt wider den heiligen Geist. Liebe Pfarrkinder, bittet den heiligen Geist, daß ihr euch dieser Sünde niemals schuldig macht! Amen.*

Franz versucht, den Pfarrer und seine Predigt weit weg zu schieben. Manchmal ist die Wirklichkeit, wie wahrscheinlich auch die Wahrheit, nur in großem Abstand erträglich. Bist du in der Wahrheit? in der Gnade? dem Zustand der Seligkeit? Er weiß keine Antwort auf diese Fragen, und vielleicht gibt es gar keine Antwort darauf, weil niemand von sich oder anderen mit Sicherheit sagen kann, was der andere denkt oder fühlt. Er horcht in sich, was in ihm vorgeht. Freude über das gesunde Kind? Dankbarkeit, daß die Frau lebt? Er sollte ein Dankgebet sprechen und nicht über Fragen grübeln, die Gescheitere als er offenbar auch noch nicht gelöst haben.

Beim abschließenden Segen bekreuzigt er sich. Draußen stehen schon ein paar Nachbarn, neugierige Leute, die ihn mit Fragen bestürmen. Beide gesund! Da mußt du einen ausgeben!

Er bleibt länger, als er vorhatte, bestellt sich noch ein Gulasch mit einem Kanten Brot dazu. Hoffentlich hat die Hebamme aufgeräumt und die Wasserbottiche für die Wäsche genutzt. Es wäre schade um das viele heiße Wasser.

Durch die engen Gassen entflieht er, den Mantelkragen hochgeschlagen, mit einem Gefühl wie über den Wolken, schwebend und doch voller Angst.

Im Hause ist es still.

Er sucht die Hebamme, schaut ins Schlafzimmer. Da liegt seine Frau schlafend, die kleine Franziska neben ihr im Wickelkissen. Leise schließt er die Türe. Auch er ist müde und legt sich auf das schwarze Ledersofa, stellt einen Stuhl für seine Beine daneben.

Eine Weile noch rumoren die Drohungen der Predigt in ihm, dann denkt er an die Gesellschaft im Wirtshaus, die ihm halbherzig gratuliert hat, an die Wirtin, die ihn tröstet:

Wirst sehen, es ist gut, wenn das älteste ein Mädchen ist, da hast du für die andern gleich ein Kindermädchen.

Am Abend wird er zu seiner Verwandtschaft gehen, seine Mutter bitten, daß sie die kommende Woche bei ihm bleibt. Er schläft ein. Von einem Knall wacht er auf. Er hat den Stuhl umgeworfen. Er lauscht zum Schlafzimmer hin. Alles ist ruhig. Am besten, er macht sich gleich auf zu seiner Mutter und der Schwester.

Sie haben schon auf ihn gewartet. Die Stube, in der er seine Kindheit verbracht hat, ist warm und ordentlich aufgeräumt. Sie füllt das ganze Erdgeschoß, ist Küche, Wohnzimmer, Eßzimmer und Kinderzimmer. Mutter und Therese sitzen am großen Tisch und lesen sich aus der *Gartenlaube* vor.

Ob sie wohl auch den Artikel über die Abstammung des Menschen vom Affen gelesen haben? Er sollte sie warnen. Aber da sieht er, daß die Schwester eine offenbar lustige Geschichte vorliest: »Schnell gefreit« liest er und ist beruhigt.

Wir haben's schon erfahren, sagt die Mutter und steht auf. Ein gesundes Mädchen. Wie geht's Mariechen? Ihr nennt sie Franziska, nach dir, das ist gut. Hat's lang gedauert?

Ja, sagt Franz, seit gestern. Aber sie ist ein Sonntagskind. Ich hab noch Beerenwein, darauf trinken wir!

Die Schwester holt Gläser, sie gießt den hellroten Wein ein.

Jetzt holt die Mutter den Floslkuchen, den sie am Morgen gebacken hat. Einige Stücke sind schon abgeschnitten.

Die Nachbarin war hier. Da hab ich den Kuchen anschneiden müssen.

Wie steht's mit der Hebamme? Ist die noch da?

Ich hab sie nirgendwo gesehen.

Was, sie hat die Wöchnerin und das Kind allein gelassen? Und du bist auch nicht daheim? Wird Zeit, daß du gehst und nach ihr schaust.

Ja, Mutter. Ich wollte dich bitten, ob du mitkommst und die nächste Woche noch bei uns bleibst.

Hab's mir schon gedacht, lächelt die Mutter und geht zum Haken, wo ihr Grimmermantel hängt.

Pack mir den Rest vom Kuchen ein, Therese. Mariechen wird Hunger haben, denke ich.

Morgen komm ich vorbei und schau mir die kleine Franziska mal genauer an, verspricht Therese und widmet sich gleich wieder ihrer Geschichte. Schnell gefreut, so ein Witz. In Kamnitz geht das langsam, sehr langsam. Sie ist noch nicht einmal verlobt und schon 21. Höchste Eisenbahn, sagen sie neuerdings. Und: Zeig mal deine Aussteuer-Truhe her. Lieber nicht so schnell, denkt sie. Am Ende liege ich dann allein mit einem Baby im Schlafzimmer. Das hat noch Zeit! Und sie vertieft sich wieder in die Geschichte vom Geheimrat Wesendorf, dessen verwöhntes Töchterchen einem Herrn von Sandow versprochen ist.

## 2

Der Glaube ist zum Ruhen gut,  
doch bringt er nichts von der Stelle;  
der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,  
der sprengt die Pforten der Hölle.

Der nächste Tag ist im Kalender des Schuhmachermeisters dick angestrichen. Sein Patenonkel Albin hat Namenstag. Diesem Onkel, dem jüngsten Bruder seines verstorbenen Vaters, hat er viel zu verdanken. Ein Stadtschreiber, die rechte Hand des Bürgermeisters! Sobald er die Arbeiten an seine Gesellen und Lehrlinge vergeben hat, wird er sich aufmachen zum Gratulieren.

Leises Wimmern lenkt ihn von seinen Gedanken ab. Er liegt noch auf dem unbequemen Sofa, weil seine Mutter neben der Wöchnerin schläft. Aber offenbar sind sie jetzt aufgewacht.

Er wäscht sich am Küchenstein und zieht das Sonntagsgewand vom Vortag noch einmal an. Schließlich wird er gleich zu seinem Onkel gehen, wird in der Stadt vielen Bekannten begegnen, denen er von der kleinen Franziska erzählen muß.

Durch einen Schlitz in der Türe späht er ins Schlafzimmer. Seine Frau stillt die Kleine. Da will er nicht stören.

Komm ruhig rein, hört er seine Mutter. Komm und schau dir deine Tochter mal bei Tageslicht an!

Franz macht die Türe ganz auf, und sein erster Blick geht zu seiner Frau, die gesund und rosig ihr Kind im Arm hält. Sie lächelt ihn an. Was für ein Glück habe ich, denkt er, diese sanftmütige Frau, die nie widerspricht und ihn jeden

Tag bedient, als wäre er Fürst Kinski. Und was für schöne Haare sie hat! Diese hellbraunen Locken! Und die blauen Augen, die ihn anstrahlen. Gemessen schreitet er auf das Bett zu. Er hat ja noch seinen Sonntagsstaat an, in dem man sich würdig benehmen muß.

Ach Franz, flüstert seine Frau, wie schön du wieder aussiehst!

Er steht verlegen da und weiß nicht, was er erwidern soll. Noch nie hat er von irgend einer Frau gehört, daß sie den eigenen Mann schön findet und es ihm sagt. Sie liebt ihn wirklich. Und das, nachdem sie zwei Tage lang gelitten hat, bis endlich ihr Kind zur Welt kam.

Und jetzt schau dir mal deine Tochter an! Sie hat deine Augen! Da! Du darfst sie ruhig mal auf den Arm nehmen.

Und sie reicht ihm das dick eingefatschte Baby.

Seine Mutter und seine Frau beobachten ihn, wie er vorsichtig die Lippen auf Franziskas Stirn drückt.

Sieh doch nur, sie hat dich angelächelt! Seine Mutter klatscht in die Hände! Ein gescheites Mäd!, kennt seinen Vater!

Noch im Nachthemd schlurft die Mutter zum Herd, macht Feuer und setzt Wasser für den Haferbrei auf.

Behutsam legt Franz seine Tochter wieder neben seine Frau.

Bleib noch ein bißchen! Es dauert ja noch, bis der Brei fertig ist.

Franz setzt sich an den Bettrand. Er hält die Hand seiner Frau und streichelt sie.

War es schlimm?

Sie strahlt ihn an.

Ach, schon vergessen.

Gehst noch zu Albin, gell? Kannst ihm gleich was Schönes erzählen. Nimm ein Stück vom Floslkuchen mit, den mag er doch so gerne. Und lad ihn für nächste Woche zum Sonntagsessen ein, damit er sich die Kleine anschaut.

Kannst ihm ja schon mal beschreiben, wie sie aussieht, deine erste Tochter: genau wie du, genau so schön!

Ach, Mariechen, sagt er verlegen, stimmt nur zur Hälfte. Sie hat deine schönen Locken!

Noch eine Weile bleibt er sitzen, ganz versunken in seine neue Familie. Sie soll es gut haben, seine kleine Franziska, nimmt er sich vor. Zuhause will er sie behalten, bis er einen anständigen Mann für sie gefunden hat. Sie soll nicht in der Fremde Geld verdienen müssen, wo man kein Auge mehr auf sie hat. Für einen Grundstock der Aussteuer wird sicher Onkel Albin mit sorgen, da ist Franz sicher.

Komm essen, ruft seine Mutter.

Franz beugt sich über seine Frau. Ein vorsichtiger Kuß auf den Mund.

Schlaf noch ein bißchen, sagt er leise.

Neben der Schüssel mit dem Haferbrei steht eine große Kaffeetasse mit blauen Streifen, aus der es dampft.

Auf den Brei hat die Mutter einen Löffel Honig geträufelt. Der Kaffee ist Zichorie, etwas anderes trinkt hier niemand. Franz trinkt ihn ohne Zucker und ohne Milch.

Auf dem Herd rührt seine Mutter immer noch im Haferbrei, den sie ein bißchen mit Wasser verdünnt hat, damit er für die Lehrlinge reicht. Als Franz sich von seiner Mutter verabschiedet, drückt sie ihm noch ein eingewickeltes Stück Floslkuchen in die Hand. Da kommen auch schon die Lehrlinge, Franz verteilt die Arbeit für die nächsten Stunden und bricht dann auf in die Stadt, ins Rathaus, zu seinem Onkel.

Dieser erste März riecht schon nach Frühling. Es ist, als hätte sich gestern mit Sturm und Schnee der Winter verabschiedet. Jetzt scheint die Sonne, und auch Franz fühlt sich froh und unternehmungslustig, wie er die Kapellengasse hinunter geht, bei ein paar Nachbarn stehen bleibt und ihre neugierigen Fragen nach seinem ersten Kind beantwortet. Friseur Friedrich stürzt auf ihn zu und

beglückwünscht ihn, aus dem Hutgeschäft tritt Frau Schulze, lächelt ihn an und drückt mit beiden Händen seine Rechte.

Vor allen zieht er seinen Hut, schreitet dann langsam die breite Treppe im Rathaus hinauf. Am Vorzimmer zum Bürgermeister klopft er an.

Onkel Albin macht die Türe auf, als hätte er ihn bereits erwartet.

Herzlichen Glückwunsch zum Namenstag!

Die beiden schütteln sich die Hände, Albin zieht seinen Neffen an sich und umarmt ihn leicht. Das ist sonst nicht üblich. Aber der Onkel strahlt über das ganze Gesicht.

Ein Stück Floslkuchen hast du mir mitgebracht! Den hat sicher deine Mutter zur Feier des Tages gebacken. Jetzt erzähl aber, wie es unserem Mariechen geht und deiner Kleinen! Ich habe ja gestern schon gehört davon, du weißt, wie sich Neuigkeiten hier verbreiten.

Albin bietet Franz einen Stuhl an und rückt nahe zu ihm hin. Wie die beiden sich so gegenüber sitzen, könnte man sie für Vater und Sohn halten. Auch Albin hat immer noch seine dunkelbraunen Locken, kein bißchen grau an den Schläfen. Dabei ist er schon fast sechzig Jahre, doppelt so alt wie Franz, den er bei der Taufe übers Becken gehalten hat. Er gilt als Respektsperson im Ort, trägt jeden Tag einen dunklen Anzug mit Vatermörder, diesen hohen, gestärkten und am Hals einschneidenden Kragen. Er hat nie geheiratet, eine Nachbarin putzt, wäscht und bügelt für ihn, und am Abend stellt sie ihm Brot und Wurst hin. Das Mittagessen nimmt er, manchmal allein, manchmal mit anderen städtischen Angestellten, in der »Sonne« ein, dem einzigen Hotel am Marktplatz. Wenn er bei seinen Verwandten zum Essen eingeladen ist, macht er sich gerne über die Mahlzeiten im Hotel lustig und imitiert den dortigen Kellner mit seinen Wienerischen Komplimenten. Man ist zwar habsburgisch in Böhmen, aber weit weg von den eleganten Wienern, deren gekünstelte Ausdrucksweise man zwar bestaunt, aber insgeheim belächelt.

Franz beschreibt seinem Onkel, wie die kleine Franziska aussieht.

Ganz der Papa, freut sich Albin.

Und wie geht's der jungen Mutter?

Gut hat sie's überstanden, sie lädt dich für den kommenden Sonntag zum Mittagessen ein, das hat sie mir extra aufgetragen.

Das Gesicht des Onkels strahlt. Er greift gewohnheitsmäßig mit dem linken Zeigefinger zwischen Kragen und Hals.

Sei froh, sagt er, daß du nicht jeden Tag diese gestärkte Folter ertragen mußt. Und dein eigener Herr bist du auch! Brauchst niemandem nach dem Mund reden, mußt nicht deine Meinung verstecken, wenn die hohen Herren über den Zigarren ihre althergebrachten Ansichten zum besten geben. Was die sich gestern wieder ereifert haben. Wahrscheinlich lag es auch am Bier, das sie an Sonntagen immer in sich reinschütten. Es ging um die Predigt.

Ach, sagt Franz, der Artikel über den Affen!

Genau der! Dabei, sagt er flüsternd, wenn man die meisten anschaut, ist diese Theorie gar nicht so abwegig. Und nur weil die Pfaffen wieder dagegen wettern, meinen die hohen Herren, sie müßten um der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung gleich zustimmen. Ihnen zufolge ist der Mensch eben kein Fortschrittsaffe!

Ich habe auch in dem Artikel gelesen, sagt Franz. Sie haben anscheinend Beweise dafür in der Wissenschaft.

Weißt du was, und der Onkel neigt sich verschwörerisch zu ihm hin, darüber reden wir am Sonntag, wenn wir unter uns sind. Die Türen haben zwar dicke Polster, aber ich weiß, daß sie auch Ohren haben.

Franz lächelt ihn unsicher an. Wovor fürchtet sich sein Onkel? Mit dem Bürgermeister verbindet ihn doch sogar eine Art Freundschaft, sie treffen sich in der »Sonne«, sie fahren gemeinsam einmal im Jahr nach Wien, und beide sind nicht verheiratet, der Bürgermeister, weil seine Frau vor

drei Jahren gestorben ist, und der Onkel, weil er nie geheiratet hat.

Dann bis zum Sonntag!

Franz steht auf, gibt Albin die Hand und wendet sich zum Gehen.

Grüß mir dein Mariechen, ruft ihm der Onkel zu.

Nachdenklich geht Franz den Weg zurück zu seiner Werkstatt und Wohnung. Er nimmt sich vor, am Abend noch einmal in diesem Artikel zu lesen, der den Pfarrer so in Rage gebracht hat, und über den sein Onkel so vorsichtig andeutend geredet hat, als fürchte er sich, dazu eine eigene Meinung zu äußern. Dabei kennt er Albin als einen Lästler, dessen bissige Ironie selbst vor dem Kaiser nicht halt macht. Was haben sie gelacht, als die Geschichte mit der langjährigen Geliebten ruchbar wurde. Die allerkatholischste Majestät und dann sowas! Weil es den berüchtigten Paragraphen der Majestätsbeleidigung gab, waren auch die Journalisten vorsichtig mit Karikaturen. Umso häufiger macht man sich über die Wiener Doppelmoral lustig, wenn man unter sich ist. Franz muß immer noch schmunzeln, wenn er daran denkt, wie Albin Kaiser Franz Joseph imitiert hat, als der zur Hintertreppe schlich und mit seinem Degengriff unversehens sich im Geländer verhakte, so daß ein Diener ihn befreien mußte. Ob man wohl im Rathaus ähnliche Witze über den höchsten Dienstherrn riß?

Franz zieht sich, als er zu Hause ist, seinen Sonntagsstaat aus, hängt den Anzug an die frische Luft und bindet sich die Schürze um die Alltagshose. Zum Mittagessen spendiert er den Gesellen ein Glas Bier, und den Lehrling läßt er eine Stunde früher gehen.

Seine Mutter steht am Herd und kocht eine Einbrennsuppe. Sie füllt einen Teller und schnipselt Petersilie hinein.

Hat Mariechen schon gegessen?

Nein, sie hat vorhin noch geschlafen. Aber weck sie ruhig, sonst kann sie in der Nacht nicht mehr schlafen. Die Kleine

war die ganze Zeit still, ist dann auch wieder eingeschlafen. Da, nimm den Teller noch mit, ich hab ein Ei drin verquirlt. Sie muß ja bald wieder zu Kräften kommen.

Franz setzt sich mit dem Suppenteller an den Bettrand. Seine Frau ist wach und lächelt ihn an.

Danke, ich hab jetzt allmählich wirklich Hunger.

Für dich ist ein Ei drin, versuch mal.

Er hält ihr einen Löffel hin, sie schlürft vorsichtig.

Hm, sehr gut. Die Mutter ist immer noch so tüchtig. Du mußt ihr was Schönes schenken, zum Dank.

Zuerst schenke ich dir was, schau mal! Franz zieht eine Schachtel Konfekt aus der Schürzentasche. Die hab ich heute früh bei Liebisch gekauft.

O, wie lieb von dir! So was Teures! Das gibt's am Sonntag zur Nachspeise!

Nein, Mariechen, das ist nur für dich!

Aber du mußt auch mithalten! Und der Mutter gibst du auch ein Praliné.

Vorher ißt du aber brav deine Suppe!

Franz richtet ihr die Kissen, sie sitzt und ißt bedächtig. Er holt seinen Suppenteller und setzt sich wieder an ihr Bett. Schweigend löffeln sie beide, bis ihre Teller leer sind. Dann greift Mariechen zur Pralinenschachtel, löst langsam das Band und macht den goldverzierten Deckel auf.

Wie das schon riecht!

Sie bietet Franz davon an, aber er schüttelt den Kopf.

Zuerst du!

Vorsichtig nimmt sie eine kandierte Ananas und schiebt sie in den Mund.

Franz greift nach einer dunklen Schokoladenpraline.

Schweigend genießen sie die ungewohnte Süße.

Die kleine Franziska ist aufgewacht und wimmert ein bißchen vor sich hin.

Hast auch Hunger?

Franz geht auf Zehenspitzen hinaus und läßt seine stillende Frau allein.

### 3

Im Süden steht der Schloßberg da,  
der Wartenbergersitz einst war.  
Heut' nur noch alte Mauerreste,  
die instig stolze Ritterfeste.

Als Onkel Albin am Sonntag zum Mittagessen erwartet wird, haben sich die jungen Eltern schon daran gewöhnt, daß die Wiege neben ihrem Ehebett steht und tagsüber Franziska in einem Korb liegt, den ihre Mutter überall hin mitnehmen kann. Wenn das Hämmern und Klopfen im großen Zimmer gar zu laut wird, nimmt Mariechen das Baby und verschwindet im Schlafzimmer. Dort hat sie Flick- und Bügelwäsche gestapelt und macht sich an die Arbeit, wenn die kleine Franziska wach ist und ihr mit den Augen folgt.

Was für ein braves und stilles Kind, lobt die Großmutter. Da war dein Vater anders, schrie und zeterte auch die halbe Nacht. Halt ein Junge!

Sie lacht dazu, freut sich, so ein vitales Bürschchen großgezogen zu haben. Und jetzt ist sie froh, so eine ruhige Enkeltochter zu haben.

Mit der wirst du mal keine Schwierigkeiten haben, prophezeit sie ihrer Schwiegertochter. Die wird dir mal gut folgen.

Das ist wichtig, daß die Mädchen beizeiten folgen lernen. Daraus wird ihr künftiges Leben bestehen. Wenn sie das können, werden sie es mal leicht haben. Gehorcht wird zu Hause, in der Schule, im Dienst, in der Ehe. Den Kopf neigen und die Augen senken! Das wird von Müttergeneration zu Tochtergeneration weitergegeben. Muck nicht auf, das

bekommt dir schlecht, du ziehst ohnehin den Kürzeren, ob du parierst oder nicht. Tust du nicht gleich, was befohlen wird, mußt du es später trotzdem tun. Deswegen mach keine Zicken, mach dich klein, mach dich dümmer als du bist. Das ist Teil des Erfolgsrezepts für glückliche Frauen.

Auch an diesem Sonntagmittag liegt die kleine Franziska still in ihrem Körbchen und verfolgt aufmerksam, was um sie herum geschieht.

Die Großmutter steht am Herd, hat ihre geblümete Sonntagsschürze umgebunden und rührt in der Soßenkasserole. Hin und wieder kostet sie davon, streut noch eine Prise Salz hinein, reibt ein bißchen Muskat dazu und schöpft Schmetn von der Milch ab, damit die Tunke dicker wird, ohne daß man Mehl zufügt wie an Werktagen.

Als sie zufrieden ist mit der Konsistenz, stellt sie den Soßentopf nach hinten auf den Herd und holt die bereits schwimmenden Knödel nach vorne. Sie sollen nur heiß gehalten werden, aber nicht mehr kochen. Dann öffnet sie die Backröhre, um den Braten zu kontrollieren. Er ruht auf einem Bett von Karotten und Zwiebeln.

Mariechen steht am Tisch und kontrolliert, ob die Gedecke richtig platziert sind. Sie hat aus ihrer Aussteuertruhe heute das weiße Damasttischtuch mit den Monogramm-bestickten Servietten geholt und es auf dem groben Tisch ausgebreitet. Gleich sieht das ganze Zimmer hell und festlich aus. Darauf das Sonntagsgeschirr mit dem Goldrand, das sie von ihrer Patin als Hochzeitsgeschenk erhalten hat. Eigentlich gehörte ein Silberbesteck dazu, denkt sie, als sie Löffel, Messer und Gabeln rings um die Teller legt. Sie hat aber nur das Werktagsbesteck mit den schwarzen Holzgriffen, das aus dem Haushalt ihrer Eltern stammt. Ihr Bruder hat es ihr nach dem Tod der Mutter überlassen, zusammen mit vier Bettbezügen und dem Geschirr für die Wochentage. Alles übrige, auch das Haus, hat er geerbt.

Ihn und seine Frau, eine reiche Bauerstochter aus Philippsdorf, haben sie nicht eingeladen. Wenn er durch das

Städtchen promenierte, gibt er sich ganz als der neue Fabrikbesitzer, zwirbelt seinen Schnurrbart hoch und hebt majestätisch den Hut, wenn er auf Bekannte trifft. Er hat mit seinem und dem Erbe seiner Frau eine kleine Zwirnerei gegründet und verdient anscheinend so viel, daß er es sich leisten kann, jeden Sonntag mit Frau und drei Kindern im Hotel »Sonne« zu speisen.

Wahrscheinlich werden sie nach dem Essen kurz vorbeikommen und ein Geschenk für das Baby mitbringen. Sie bleiben nie lange, setzen sich aber, um dem Haus nicht die Ruhe zu nehmen, wie es heißt. Dorothea, die teuer ausgestaffierte Schwägerin, behält dabei stets ihren Hut auf, damit alle ihn gebührend bewundern. Sie kauft ihre Garderobe in Tetschen, fährt viermal im Jahr zu ihrem Lieblingsgeschäft, das einem Cousin von ihr gehört. Er bezieht seine Kleider direkt aus Prag, und nur die feinsten Damen aus der guten Gesellschaft kaufen bei ihm.

Nach solchen Verwandtschaftsbesuchen sagt Franz jedesmal zu seiner Frau, ach, Mariechen, wie hübsch du aussiehst neben diesem Pfau.

Aber das karierte Rüschenkleid sah schon elegant aus, in das Korsett hat sie sich bestimmt monatelang hineingehungert, erwidert seine Frau. Na, ja, der Hut mit den grünen Federn, da geb ich dir recht, das war einfach zu viel. Sie hat ihn nicht mal abgenommen beim Kaffeetrinken, hat gedacht, sie wär im Kaffeehaus. Da sitzen angeblich auch die Damen und behalten ihre Hüte auf. Als ob sie in Wien wär!

Unwillkürlich sieht Marie an sich herunter. Sie hat heute ihr altes Sonntagskleid an, das neuerdings spannt um Brust und Taille. Auch der Bauch steht noch etwas vor, aber die Falten kaschieren das. Und sie wird ihre weiße Schürze anbehalten beim Essen, weil sie den kostbaren dunkelblauen Taft keinesfalls bekleckern will. Die Schwiegermutter wird es ihr überlassen zu servieren, das macht sie immer so. Damit zeigt sie, daß sie zwar hilft im

Haushalt, ihre Schwiegertochter aber die richtige Hausherrin ist. Was andere junge Frauen dagegen alles über die Herrschsucht der Alten erzählen! Kaum ist so eine Schwiegermutter im Haus, schon übernimmt sie das Regiment, und die Junge muß spüren und gehorchen. Das war bei ihr von Anfang an ganz anders. Schließlich hat man sie ausdrücklich mit ihrem Zukünftigen bekannt gemacht, und die beiden jungen Leute sahen sich dann auch jeden Sonntagnachmittag zur gemeinsamen Kaffeestunde. Marie kennt die Familie, seit sie auf der Welt ist, sie ist die Schulfreundin von Therese, und die Eltern sind Nachbarn. Anständige Familie, gehorsame Tochter! So lautete das allgemeine Urteil über sie, nicht nur von der zukünftigen Schwiegermutter. Aber das mußte man dem Sohn Franz gar nicht erst erzählen.

Unter den Augen beider Elternpaare haben sie sich verlobt, und als Franz mit Onkel Albins Hilfe seine Werkstatt eingerichtet hatte, haben sie geheiratet. Ein halbes Jahr nach der Hochzeit sterben kurz hintereinander Maries Eltern, und vor drei Monaten der Schwiegervater. Franz hat das väterliche Haus geerbt, zieht aber mit seiner Frau nicht ein, sondern läßt Mutter und Schwester in ihrer altgewohnten Umgebung wohnen. Für das kleine Haus mit Werkstatt und Wohnung, in der die junge Familie wohnt, hat Albin eine Vorauszahlung geleistet. Jeden Monat gehen Zins und Abzahlung gleich an die Bank.

Albins Besuche steigern jedesmal die Festlichkeit des Sonntags. Meist kommt er geradewegs aus dem Hochamt und macht sich einen Spaß daraus, die salbungsvolle Suada des Dechanten zu imitieren.

So poltert er ins Haus, geradewegs auf Mariechen zu, verneigt sich mit einem Bückling vor ihr und überreicht ihr ein rosa Päckchen mit Goldband.

Untertänigster Diener, meine Gnädigste, flötet er auf Wienerisch, und Glückwunsch! Weiter marschiert er zur Wiege, wo ihn zwei Augen aufmerksam betrachten. Er

streichelt die Wange der kleinen Franziska, und sie lächelt ihn an.

Charmant, charmant, ruft er den Eltern zu und legt einen Umschlag auf das weiße Spitzenkissen.

Aber Onkel Albin, du sollst doch nicht ...

Franz drückt ihm die Hand.

Was ich alles nicht soll! Wenn ich mich danach richten würde!

Albin lacht laut:

Allein die Predigt heute!

Mit gefalteten Händen stellt er sich vor den Tisch, neigt den Kopf im Gebetswinkel und imitiert den Tenor von Hochwürden:

Oh ihr Gottfürchtigen, wehe euch, keine Ebenbilder Gottes dürft ihr mehr sein, sondern Nachkommen behaarter Affen ohne Hirn und Glauben!

Aber, sagt er zu Franz gewandt, ich habe hier ein paar Zeilen aus der *Gartenlaube*, die noch weiter gehen als der letzte Artikel. Und er liest Franz in der hinteren Ecke des Zimmers vor: *...dass die niederen Menschenracen den höheren Affenarten weit ähnlicher sind, als diese den niederen, ihnen zunächst stehenden Affenarten. Der Missionar Morlang, welcher ohne allen Erfolg viele Jahre hindurch die affenartigen Negerstämme am oberen Nil zu cultivieren suchte, schreibt, daß unter solchen Wilden jede Mission durchaus nutzlos sei, sie stünden weit unter den unvernünftigen Thieren, denn diese letzteren legten doch wenigstens Zeichen der Zuneigung gegen Diejenigen an den Tag, die freundlich gegen sie sind, während jene viehischen Eingeborenen allen Gefühlen der Dankbarkeit völlig unzugänglich seien.*

Und so spricht ein Missionar, ein Priester?

Was? ruft die Großmutter. Affen? Schon wieder Affen? Was für ein Affentheater, diese Predigten. Ich hab den Dechant vorige Woche schon zum gleichen Thema gehört. Aber was

er dauernd mit seinen Affen hat, da wird doch keiner klug draus.

Er versteht es selber nicht, sagt Albin, und alle lachen.

Anschließend liest er noch aus einem Artikel vor:

*... Besser, sich von einem unvernünftigen Tiere zu dem über seine Abkunft philosophierenden Menschen aufgestiegen zu wissen, als sich von dem göttergleichen Adam zu einem abergläubischen Fetischanbeter herabzuwürdigen. Weit entfernt, daß die sich vorbereitende Weltanschauung den Menschen vertieren und edleren Neigungen abhold machen könnte, wird sie alle in ihm schlummernden Keime zu entfalten streben, denn ein Fortschreiten zum Vollkommeneren ist ja ihr Grundgedanke*

...

Darauf sagt erst mal niemand etwas.

Nur Mariechen ruft:

Jetzt aber bitte Platz nehmen, sonst wird die Suppe noch kalt.

Und sie geht zum Herd, gießt die Suppe vom Kochtopf in die Schüssel mit Goldrand und platziert sie in der Mitte.

Albin rückt seinen Stuhl zurecht, lehnt sich behaglich zurück.

Wie gemütlich es wieder bei euch ist! Und der Tisch so schön gedeckt! Und wie das wieder duftet!

Großmutter hat sich extra Markknochen beim Fleischer bestellt, sie in reichlich Zwiebeln und Knoblauch geröstet und dann mit Wasser und Sellerie aufgekocht, bevor sie später kleine Klößchen aus Mark, Ei und Semmelbröseln rollt.

Andächtiges Schweigen am Tisch. Alle genießen die kräftige Suppe, Franz brockt noch Brot hinein.

Albin ist als erster fertig.

Noch einen Schöpfer? Mariechen steht auf und gießt noch Suppe in Albins Teller.

Nirgendwo auf der Welt gibt's so eine wunderbare Suppe, schwärmt Albin, nicht mal im Hotel Sacher in Wien.

Wann warst du denn das letzte Mal dort?

Laß mich überlegen. So ungefähr vor einem halben Jahr, im Gefolge des Allerhöchsten, um nicht zu sagen, des Allerwertesten.

Alle lachen, weil sie Albins Bezeichnungen für den Bürgermeister schon kennen.

Er hat sich mal wieder feiern lassen, und, ich verrate euch ein Geheimnis, demnächst wird er geadelt, das habe ich mitgehört. Seine Verrrdienstö um das Allgemaiinwoohl sind extra-ördinäärr!

Sie wissen, worauf er anspielt.

Da werden wir demnächst einen Edlen von und zu Hasel als Bürgermeister haben, vermutet Franz.

Ich hab nichts gesagt! Albin hebt beide Arme. Ich bin unschuldig! Ich heiße Hase! Ich weiß von nichts!

Unter dem allgemeinen Gelächter räumt Mariechen Suppenschüssel und -teller ab, holt den Braten, häuft die Kartoffeln in eine Schüssel und gießt die Soße in ein Kännchen.

So, seid ihr fertig für den Braten?

Franz schneidet den Braten, Mariechen teilt die Kartoffeln aus und gießt Soße darüber.

Ach, wie das wieder schmeckt! ruft Albin anerkennend. Mariechen, auf dein Wohl!

Nein, nein, sagt sie, die Ehre gebührt der frisch gebackenen Großmutter! Sie hat alles gekocht, ich habe nur assistiert.

Dann also auf beide Damen, und meinen herzlichen Dank!

Zum Nachtisch gibt es Kirschkompott, das sie aus dem Keller geholt haben.

Nachdem das Geschirr abgeräumt ist und im großen Wasch-Schaff verstaut, greift Mariechen nach dem rosa eingewickelten Päckchen.

Jetzt muß ich doch nachschauen, was du mir geschenkt hast.

Sie glättet das Papier, weil sie es wieder verwenden will, und sie rollt die goldene Schleife auf, die sie glatt bügeln wird. Vorsichtig öffnet sie den Deckel.

Schau doch, Franz, das ist genau das Glas, das ich in der Auslage bei Hegenbarth in der Oberen Straße gesehen habe! Unsere Kapelle, so fein ziseliert, ach, wunderbar! Das stelle ich gleich auf die Kommode im Schlafzimmer, da hab ich es immer vor mir, gleich wenn ich aufwache.

Sie drückt Albin einen Kuß auf die Wange. Vielen Dank!

So, jetzt setze ich das Kaffeewasser auf, denn gleich gibt's Floslkuchen!

Albin rückt seinen Stuhl näher an Franz.

Du hast ja auch den Artikel in der *Gartenlaube* gelesen. Was hältst du von der ganzen Affentheorie?

Was da geschrieben wird, kommt mir ziemlich revolutionär vor. Sonst würden sich die Pfarrer nicht so drüber aufregen. Es hieß da so ungefähr, daß die Kirche uns das Denken verboten hat, aber daß sie auf Dauer nicht gegen die Natur anpredigen kann.

Ich sag's dir, antwortet Albin, dieser Darwin wird die Welt verändern.

Wenn der Mensch das Ergebnis eines Naturgesetzes ist, wo bleibt da die Geschichte aus der Bibel? Von der werden sie sich genau so verabschieden müssen wie von der Sonne, die sich um die Erde dreht. Man geht ja sogar noch weiter in dem Artikel und relativiert die Bibel, indem aufgezeigt wird, daß eine Reihe anderer Religionen ziemlich ähnliche Erklärungen zur Erschaffung der Welt, der Entstehung des Bösen und ihrer Erlösung davon anbieten. Da, hör mal zu:

*Alle sogenannten Sonnenkämpfer gelten als Jungfrauensöhne, mehr als einen von ihnen läßt die Mathe von einem durch den bösen Feind veranstalteten allgemeinen Kindermord wunderbar errettet werden; die meisten werden vom Teufel versucht, fallen dann einem Verrathe zum Opfer, erstehen aber auf und fahren in den Himmel.*

Sie schreiben, diese Messiasagen ähneln sich in allen Einzelheiten.

Und was ist dann mit der Bibel? Alles nur Geschichten wie so viele andere? Franz schüttelt den Kopf.

Wäre halt eine schöne Vorstellung, als Ebenbild Gottes herumzulaufen. So aber sieht es die Wissenschaft nicht. Wie wir vom Affen zum Menschen gekommen sind? Es heißt, die intelligenten Affen haben so lange geübt, bis sie endlich den aufrechten Gang gelernt haben. Und was ist mit den unintelligenten?

Die kannst du auf dem Jahrmarkt bestaunen, sagt Albin.

Mariechen kommt mit der Kaffeekanne, ihre Schwiegermutter trägt ein großes Holzbrett herein und stellt den Kuchen auf den Tisch.

Schluß jetzt mit den Affen, sagt sie, schneidet den Kuchen an und legt das erste Stück auf Albins Teller.

Seien wir froh, schon Menschen zu sein, lacht Albin, denn Affen können keine Kuchen backen!

## 4

Im Winde wehn die Lindenzweige,  
von roten Knospen übersäuml;  
die Wiegen sind's, worin der Frühling  
die schlimme Winterzeit verträuml.

Wie die Zeit vergeht!

Der Kreisel notwendiger Verrichtungen: die Asche auskehren, Spreißel schnitzen, Feuer machen, immer wieder aufs Neue, um die Kälte zu vertreiben. Mariechen holt sich einen Hocker, bläst in die kleine Flamme, hofft, daß sie aufs Holz übergreifen wird. Eisblumen am Fenster, wie im tiefsten Winter. Dabei sind seit voriger Woche schon Schneeglöckchen zu sehen im Vorgarten. Das soll Frühling sein?

Jeder Morgen fängt an mit neuem Einheizen, mit dem Aufsetzen des Haferbreis, den sie am Abend eingeweicht hat, damit er schneller gar wird: Hafermus gibt starken Fuß! Hoch oben auf dem Küchenregal die kostbare Zuckerdose, aus der sie einen Löffel auf dem heißen Brei verstreut, zusammen mit einem Blümchen Butter, das in die Mitte kommt. Wenn das Wasser endlich kocht, ist auch der Kaffee schnell fertig, zum Zichorie eine Prise echtes Kaffeepulver, das letzthin Albin mitgebracht hat. Brot hat sie vorgestern gebacken, einen großen Laib, den der Bäcker mit in den Ofen geschoben hat. Ein paar zermahlene Sonnenblumenkerne mitgemischt, so liebt es Franz. Ein Brot, das man so nirgendwo kaufen kann. Ribislmarmelade gibt's dazu, auch die hat sie im Vorjahr selbst eingekocht.